

Wie es unsere Familie S. aus Rauben¹ im Kreis Angerapp² in Ostpreußen nach Verden an der Aller verschlagen hat.

Nachdem der Zeuge Horst S. seine Kindheit und Jugend in Ostpreußen, sowie seine Soldatenzeit beschrieben hat, berichtet er nun davon, wie er heiratete, eine Familie gründete und einen beruflichen Neuanfang in der Bundesrepublik geschafft hat. Zum Ende berichtet er über seinen Besuch in der alten Heimat.

Wir wohnten bei Frau S. Sie betrieb eine kleine Landwirtschaft. Da konnte ich einige Tage helfen. Aber Herr S. kam auch aus der Kriegsgefangenschaft nach Hause und somit war ich arbeitslos. Ich bin dann zu Herrn W. gegangen und habe bei seinem Bauunternehmen um Arbeit gefragt. Er sagte mir, dass er mich nicht im Büro beschäftigen könne, aber er machte mir einen Vorschlag. Ich solle Maurer lernen. Ich würde als Arbeiter bezahlt und nach zwei Jahren Umschüler wäre ich Maurer. Ich erhielt dann einen Lehrvertrag und Lehrbrief usw. Im Oktober 1947 wurde ich nach bestandener Prüfung Maurergeselle. Zur Berufsschule in Verden bin ich nur zweimal gewesen.

Danach habe ich bei verschiedenen Firmen in Bremen gearbeitet. Als das Auswanderlager in Lesum gebaut wurde, haben wir praktisch Tag und Nacht gearbeitet, und ich bin dann nur jeden zweiten Tag nach Dörverden gefahren. Ich wollte aber nicht lebenslang Arbeiter bleiben. Ab 15. März 1951 habe ich deshalb die staatliche Bau-, und Ingenieurschule in Bremen Langemarkstraße mit Vorsemerster besucht. Die Anmeldeformalitäten waren einfach, da ich Kriegsteilnehmer war. Schließlich hatte ich neuneinhalb Jahre keine Schulbank mehr gedrückt. Zur Ingenieurschule musste ich täglich von Dörverden mit der Bahn fahren.

Das Examen war im Februar 1954. Ich war danach Ingenieur für Hochbau. Nach ein paar Ruhetagen suchte ich Arbeit. Der Bauunternehmer Fritz W. gab mir den Hinweis auf das Staatshochbauamt in Verden. Meine Bewerbung war erfolgreich. Zum 1. April 1954 wurde ich angenommen. Ich war nun für die Bauunterhaltung der Kasernen und die Wohnungen der englischen Soldaten zuständig. Dabei habe ich eine Menge über andere Gewerke gelernt, z.B. die Sanitär-, und Elektroinstallation usw., sowie die entsprechenden Formblätter für Rechnungen und Anträge neben anderen Verwaltungsaufgaben.

Johanna H. habe ich schon 1955 kennengelernt, meine ich. Am 18. August 1956 haben wir jedenfalls in Bremen geheiratet. Sie war als technische Zeichnerin in der Firma No. in Bremen tätig. Auch sie war „Flüchtling“, und zwar aus Kreibau³ in Schlesien — also waren wir Schicksalsgefährten. Glücklicherweise bekamen wir bald nach der Hochzeit eine Wohnung in Verden in der Oberen Straße. Es war schon damals ein uralter Bau, der übrigens heute noch steht. Darin hatten wir gewissermaßen einen ganzen und zwei „halbe“ Räume, aber kein Bad.

¹ Heute Rubinowka in der russischen Oblast ´ Kaliningrad.

² Angerapp heißt heute Osjorsk und liegt in der russischen Oblast ´ Kaliningrad.

³ Heute Krzywa in Polen.

Unter „halben“ Räumen verstehe ich Schlafräum und Küche. Unter heutigen Verhältnissen mag das als wenig erscheinen, besonders wenn man bedenkt, dass sich die Familie noch erweitern sollte. Damals aber hatten wir allen Grund froh zu sein; denn der Wohnungsmangel war groß. Vielen war dadurch das Heiraten erschwert, bzw. sie mussten beengt bei den Eltern wohnen bleiben. Außerdem hatte unsere in der Oberen Straße einen großen Vorteil: Ich hatte meine Arbeit am Ort und kurze Wege.

Aus einer Ferientätigkeit bei der Stadt Verden wusste ich, dass Baugrundstücke auf dem Burgberg zu erwerben seien, so dass ich dort eines erwerben wollte.

Der Vorteil des kurzen Weges von der Wohnung zum Arbeitsplatz blieb mir leider nur kurze Zeit erhalten. Der Arbeitsumfang beim Staatshochbauamt in Verden wurde kleiner. Ende 1957 erhielt ich die Kündigung. Ich bewarb mich bei der Oberfinanzdirektion Bremen, Landesvermögens- und Bauabteilung. Im März 1958 konnte ich dort anfangen. Die damaligen Ortszuschläge, die mir in diesem staatlichen Beschäftigungsverhältnis zustanden, entsprachen etwa dem Preis der Monatskarte, die ich jetzt für die Fahrt zum Arbeitsplatz benötigte. Dennoch beschlossen Johanna und ich, in Verden zu bleiben. Schon 1953 hatte ich erfahren, dass für den Burgberg in Verden ein Bebauungsplan erstellt wurde. Ich hatte damals während des Studiums gerade eine Ferienbeschäftigung bei der Stadt. Da sah ich das bei einem Kollegen. Sobald es möglich war, ließ ich mich als Bewerber eintragen. Auch nachdem ich nach Bremen gewechselt war, bemühte ich mich weiter um ein solches Baugrundstück. 1958 erhielten wir die Zusage auf Erbenzins für den Burgberg *7. Wir nahmen an.

Ich habe dann einen Entwurf gefertigt und erreichte die Baugenehmigung. Im März 1960 konnte mit den Arbeiten begonnen werden. Auf meiner Dienststelle in Bremen war eine Besprechung und mein damaliger Chef diktierte später den Bericht: „Herr S. hat vom 15. März bis 5. Mai Urlaub. Er baut sich ein Haus.“ Das war nötig; denn für diese Zeit musste er für Vertretung sorgen.

Am Bau war ich alles in einer Person: Architekt, Maurer, Handlanger, Bauleiter usw. Als ich wieder im Dienst war, hatten wir bereits die Giebel hochgemauert und den Schornstein über dem Dach. Wir haben erst das Erdgeschoss bezogen, weil uns das Geld fehlte. Zwar war auch im Obergeschoss der Rohbau fertig, aber der Ausbau, der Putz usw. fehlten noch. Ende Juli 1960 zogen wir in unseren „besseren Rohbau“ ein. So konnten wir auch die weitere Miete sparen.

Während dieser Zeit hatte ich mich auch erfolgreich um die Zulassung zur „Baumeisterprüfung“ beworben. Der nötige Entwurf war vor Baubeginn gefertigt und nach Lüneburg eingereicht worden. Am 15. Oktober 1960 war die mündliche Prüfung zum Baumeister in Lüneburg. Im Mai 1958 wurde unsere Tochter Dagmar geboren. Sie verbrachte ihre ersten beiden Lebensjahre noch in unserer Wohnung in der Oberen Straße. Mit ihr zogen wir im Sommer 1960 in unser Haus am Burgberg ein. Eigentlich hatte Johanna damals auch schon unseren Volker dabei. Er kam dann am 18. Oktober 1960 zur Welt.

Für beide ist unser Haus und Verden zur Heimat geworden. Hier verbrachten beide ihre Kindheit, ganz anders natürlich, als ich damals

meine in Barkau. Sie besuchten die Schulen und schlossen beide Ende der siebziger Jahre am Domgymnasium mit dem Abitur ab. Studiert haben sie in Göttingen und Heidelberg, Dagmar Jura und Volker in Heidelberg Chemie. Er hat sein Studium mit einem Dr. rer. nat. abgeschlossen

Inzwischen sind beide verheiratet und haben Kinder. Dagmar hat zwei Töchter, Johanna (1989) und Aglaia (1991). Johanna macht in diesem Jahr ihr Abitur. Leider nicht in Verden, sondern in Mühldorf, im südöstlichen Zipfel Bayerns, wohin es Dagmars Familie verschlagen hat. Auch Volker wohnte bisher mit seiner Familie fern von uns, in Andernach, immerhin am schönen Rhein. Ihr Sohn Florian wurde 1994 geboren.

1994 sind inzwischen 62 Jahre vergangen, dass uns die Heimat geraubt wurde. Eine Zeit, in der man manches vergessen hat. Wie sehr mich der Gedanke an die Heimat immer noch rührt, merkte ich Anfang der neunziger Jahre, als die Sowjetunion sich auflöste und auch das Königsberger Gebiet sich öffnete. Denn Rauben, unser Heimatort, kam 1945 im nördlichen Ostpreußen zu liegen und das wiederum gehörte im Ostblock bis zur Wende zu den abgeschlossensten Gebieten in Europa überhaupt; denn es gehörte zu dem Teil der Sowjetunion, von dem ausländische Reisende strikt ferngehalten wurden. Bis zur Wende hatte kaum jemand, auch kein Ostpreuße, eine Chance dort einzureisen. 1994 ergab sich nun erstmals nach 49 Jahren die Möglichkeit, dies doch zu tun. Ich nutzte sie. Ich wollte bis nach Rauben. Leider musste ich es allein machen. Keiner aus unserer Familie fuhr mit.

Eines der ersten Unternehmen, das Reisen ins Königsberger Gebiet organisierte, war Rautenberg Reisen. Landemöglichkeiten für Touristenflugzeuge waren damals offenbar noch so eingeschränkt, dass wir auf litauischem Gebiet jenseits von Memel landen mussten. Wir wurden dann mit einem Bus auf der Nehrung nach Königsberg (Kaliningrad) gebracht. Dort nahm ich mir an einem programmfreien Tag ein Taxi mit einem deutschsprechenden Fahrer und fuhr nach Rauben. Bei

dieser Gelegenheit tat ich mich mit einem Mitreisenden aus dem Harz zusammen, der sehr gern Trakehnen (Jasnaja Poljana) sehen wollte, das ja auch in diesem südöstlichen Gebiet des nördlichen Ostpreußen liegt. Mit ihm fuhr ich über Insterburg (Černjachowsk) erst nach Trakehnen und dann weiter über Angerapp nach Gudwallen (Wowskoe) und schließlich nach Rauben. Die Verwahrlosung der Städte, durch die wir unterwegs kamen und dass so wenig von den meisten von ihnen übriggeblieben war, war schlimm genug. In den abgelegenen Gebieten kam die Trostlosigkeit hinzu, die sich auch durch die Versteppung der Felder und die überwucherten Mauerreste der Dörfer einstellte. Wenn man bedenkt, dass Rauben in diesen abgelegensten Gebieten in der Nähe der heute polnischen Grenze liegt, kann man sich vorstellen, was wir dort antrafen. Ich war so bewegt, dass ich nicht mal das Grundstück unseres Anwesens betreten konnte. Ich konnte es einfach nicht. Ich musste weinen.

Nach Barkau – obwohl nur wenige Kilometer entfernt – konnte ich bei dieser Gelegenheit nicht fahren. Da hätte ich eine gesonderte Reise

nach Polen machen müssen; denn Barkau liegt jenseits der Stalinschen Demarkationslinie,⁴ die heute die Grenze zwischen Polen und dem russischen Königsberger Gebiet bildet. Sie verläuft von Angerapp gesehen südöstlich von Kleschauen (Kutozowo). Dahinter versperrt die Grenze die Weiterfahrt nach Goldap. Der erste Ort auf polnischer Seite ist Oberhofen (Mażucie). Von dort wären es noch drei Kilometer bis Barkau. Von Kleschauen nach Oberhofen gibt es aber keinen Grenzübergang. Die Straßen und die Bahnverbindung Goldap – Angerapp sind gekappt.

Natürlich habe ich besonders bei dieser Reise daran gedacht, dass wir im Mai 1939 von unserem Hof in Barkau auf den in Rauben umgezogen sind. In unsere heutige Welt versetzt bedeutete das einen Umzug von Polen nach Russland. Dass hier einmal Polen und Russland sein könnten, konnte sich damals keiner von uns vorstellen.⁵ Und doch hat sich die Welt so absurd verändert. Das ist ein gutes Beispiel dafür, wie unmöglich es meistens ist, die Zukunft vorherzusagen.

An dieser Stelle mache ich eine Bemerkung zu den Ortsnamen, wie ich sie in diesem Bericht verwendet habe. Alle habe ich so benutzt, wie sie bei uns im Deutschen geläufig sind. Wo heute oder auch schon früher von den jetzigen Bewohnern andere benutzt werden, habe ich sie bei der ersten Nennung im Text in Klammern hinzugefügt. Dies u.a. auch deshalb, um solchen Lesern die Orientierung zu erleichtern, die auf heutigen Karten oder gar vor Ort versuchen wollen, meine Angaben nachzuvollziehen. In der Welt, in der ich aufgewachsen bin, gab es insbesondere in der Heimat an der polnisch litauischen Grenze nur die deutschen Ortsnamen. Es gab auch keine polnische oder gar russische Minderheiten, bei denen die heutigen schon verwendet wurden.⁶ Für unser Gebiet müssen sie die Eroberer komplett neu erfunden haben. Ich bemerke das nur, um nicht den falschen Eindruck zu erwecken, mir selbst seien die fremden Ausdrücke schon immer bekannt gewesen. Man kann natürlich fragen, was hat mir diese Reise gebracht; denn ich möchte sie trotz der enttäuschenden Erlebnisse nicht missen. Ich formuliere es so: Von der ostpreußischen Heimat hatte ich mir ein Bild bewahrt und ich weiß jetzt, wie das aussieht, was man sich nicht vorstellen kann, wenn man es nicht gesehen hat.

Wir waren deshalb nicht so sehr enttäuscht, weil wir eigentlich Positiveres kaum erwartet hatten.

⁴ Bei der Aufteilung Nordostpreußens soll dem Mythos zu Folge Stalin auf einer Landkarte eine Linie mit seiner Pfeife gezogen haben, die den späteren Grenzverlauf markierte.

⁵ Der Verlust des Gebietes Ostpreußen, sowie der anderen Ostgebiete; Schlesien, Pommern usw. sind eine unmittelbare Folge des Vernichtungskrieges der Nationalsozialist:innen gegen den Rest Europas.

⁶ Ostpreußen war ein multiethnisches Gebilde, wo sich diverse Ethnien getroffen haben, u.a. Russ:innen, Pole:innen, Ukrainer:innen, Belarus:innen, Litauer:innen etc., die litauischen Namen der Orte existierten bereits vor dem Zweiten Weltkrieg, die polnischen in Teilen ebenfalls. Lediglich die russischen Bezeichnungen wurden komplett neu erfunden und stellen keine Wiedergabe der deutschen Ortsnamen ins Russische dar.